



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Disraeli's "Lothair".

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Disraeli's „Lothair“.

Lothair by the Right Honorable B. Disraeli, 3 voll. London 1870.

Die beiden literarischen Ereignisse der diesjährigen Londoner Season waren Dickens letzter Roman „Edwin Drood's Geheimniß“ und Disraeli's „Lothair“. Aber während dem populärsten englischen Dichter der Neuzeit die Feder im Schreiben entsank und sein Auge sich für immer schloß, steht die seltsame Sphinxgestalt des Expremiere, der an der Schwelle des Greisenalters zu seiner Jugendliebe, dem Roman, zurückgekehrt ist, aufrecht da; mit sarkastischem Lächeln sieht der Verfasser des Lothair auf die Sensation, die sein Buch macht, auf den Ingrimm der getroffenen Gegner, und gelassen streicht er den goldnen Segen ein, den ihm die rasch auf einander folgenden Auflagen bringen. Die Aufregung des Publikums ist erklärlich genug, wenn man erwägt, daß Disraeli mit einer bisher wohl unerhörten Reckheit fast lauter lebende Personen auftreten läßt und dabei kein Bedenken getragen hat, die ihm mißliebigen in ähnlicher Weise zu behandeln wie Dante und Michel Angelo ihre Feinde in die Hölle verfolgten. Der Marquis of Bute, der Herzog von Abercorn, der Erzbischof Manning, Monsignore Capel, der Bischof von Oxford, der Herzog von Sutherland, Professor Goldwin Smith, Lady Herbert, der frühere französische Botschafter Fürst Latour, Mazzini u. sind so unverhüllt gezeichnet, daß jeder mit Fingern auf sie weisen muß, der sich in der heutigen englischen Gesellschaft bewegt hat; selbst der Kaiser Napoleon tritt gelegentlich im Hintergrunde als „Er“ auf. Vor unsern Augen spielen die irische Kirchenbill, die Schlacht von Mentana und die Vorbereitungen zum Concil. Aber fast alle Charaktere sind übertrieben und in Verbindung mit Geschöpfen und Begebenheiten der Phantasie gebracht; auch das englische Leben auf den Schlössern des Adels und in den Drawing-Rooms der Hauptstadt, so anziehend es geschildert ist, trägt oft Farben, die dem, welcher es aus eigener Anschauung kennt, unwillkürlich ein Lächeln entlocken müssen. Fast immer läßt der Verfasser sich von seiner Neigung hinreißen zu übertreiben und die Herzöge und Gräfinnen wie Romanhelden reden zu lassen; ist er doch selbst so weit entfernt von der Einfachheit eines englischen Gentleman!

Der Held der Geschichte, „Lothair“, ist der junge Marquis von Bute, der vor kurzem bei seiner Mündigkeit der Erbe großer Reichthümer ward, die sich während seiner langen Minderjährigkeit angehäuft hatten. Während seiner Oxforder Studien gewann eine geistvolle Conventitin, Lady Herbert of Lea, die Wittve des verstorbenen Kriegsministers, einen solchen Einfluß auf den jungen Mann, daß er bald nach seiner Mündigkeitserklärung zum Katholictz.

mus übertrat, nach Rom ging und jetzt im heiligen Lande weilt. Die Katholiken, die großes Capital aus seiner Bekehrung geschlagen, erheben seitdem starke Contributionen von seinem Vermögen. Da dieses indeß, abgesehen von seinem Hôtel in Eccleston-Square, welches eine unschätzbare Gemälde-Gallerie enthält, auf 300,000 Pfd. Strl. Einkünfte geschätzt wird, so bleibe er immerhin noch reich genug, wenn er auch einen Papst ganz zu unterhalten hätte.

Mit den nöthigen Concessionen an die Erfordernisse eines Romans ist dies der Kern „Lothair's“, nur wird der Held schließlich doch nicht wie Lord Bute katholisch, sondern besinnt sich zur ersten Stunde und heirathet die gesinnungsvoll-anglicanische Tochter des Herzogs. Lothair hat einen sentimentalischen Zug er findet sich rasch von der Londoner großen Welt blasirt, wirft sich auf die Religion, die er für das Hauptgeschäft des Lebens erklärt und über die er mit Jedermann spricht. Er findet dieselbe indeß vornehmlich in geschmackvoller Liturgie, Kirchenbau und einer ziemlich nebelhaften Dogmatik, die zwischen Puseyismus und Katholicismus schwebt. Um ihn kämpfen nun verschiedene Einflüsse, das altenglische, personificirt in der Herzogsfamilie und ihrer liebenswürdig tüchtigen Tochter Lady Corisande, das katholische, repräsentirt durch Lady St. Jerome, auf deren Landsitz Waure (Knole ist Lady Herbert's Gut) er mit seinem Vormund, dem Cardinal Grandison, und der Rivalin Corisande's, Miß Arundel, in Verbindung tritt; das revolutionäre in Gestalt der Theodora Campian, einer enthusiastischen Römerin, die mit einem Obersten aus den amerikanischen Südstaaten verheirathet, in engem Verhältniß zu Mazzini steht, endlich mehr im Hintergrunde das schottisch-puritanische, vertreten durch den zweiten Vormund, Lord Culloden und seine beiden Töchter. Anfangs schlägt die kluge Berechnung der hierarchischen Partei den anglicanischen Gegner ganz aus dem Felde, Lothair verliebt sich in Clare Arundel, schwärmt für die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit, will in London eine große katholische Kathedrale bauen, muß die Argumente des Cardinals, der alle unangenehmen dogmatischen Schroffheiten klug zu vermeiden weiß, anerkennen und wird durch dessen Untergebene vollkommen geleitet. Diese Partie ist vortrefflich, sie zeigt das Treiben der katholischen Propaganda in England, die Mittel, deren sie sich bedient, die Kunst, mit der sie den Reichen den Weg zum Himmel bequem zu machen weiß, um so wirkungsvoller als das Gemälde der Wirklichkeit vollkommen entspricht. In dem Augenblick aber, wo diese Partei ihres Opfers schon sicher zu sein glaubt, erscheint Theodora und fesselt Lothair so, daß er ihr blind folgt; sie fühlt für ihn nichts als Freundschaft, aber sie will ihn aus den Händen der Papalini retten und zugleich für die Befreiung Roms benutzen, sie zieht ihn nach Italien, wo er mit ihr und ihrem Gatten Garibaldi's Römerzug mitmacht; sie fällt am Vorabend der Schlacht von Mentana, ihr Mann in der-

selben und Lothair wird verwundet nach Rom in ein Hospital gebracht. Obwohl auch in dieser Partie schöne Schilderungen vorkommen und namentlich der Charakter Theodora's in seinem antiken Adel etwas sehr Fesselndes hat, so sind doch starke Einwendungen zu machen; die revolutionäre Partei erscheint eher absurd als furchtbar und der Verfasser überschätzt die Macht und Organisation der geheimen Gesellschaften, der Marianne in Frankreich, der Madre Natura in Italien, offenbar stark; auch von Mazzini, den Lothair in einem Fenster-Meeting trifft, wird ein ziemlich abenteuerliches Bild entworfen.

In Rom fällt nun Lothair den englischen Convertiten wieder in die Hände. Eine barmherzige Schwester, Miß Arundel, findet ihn im Hospital, die St. Jeromes lassen ihn in den Palast bringen, den sie mit dem Cardinal und seinen Anhängern bewohnen. Seine Wunde heilt bald und statt Vorwürfe zu empfangen, wird er als Begnadigter des Himmels behandelt. Aus Dankbarkeit für seine Pflegerin wohnt er in der Jesuitenkirche einem Sedium für die Errettung des Papstthums bei und trägt die Weihkerze. Am nächsten Tage liest er im offiziellen Journal einen Bericht von den Heldenthaten, die er bei Mentana für die Sache des heil. Stuhles ausgeführt haben soll und von seinem Uebertritte in die alleinseligmachende Kirche, wozu er durch eine Erscheinung der heil. Jungfrau veranlaßt worden sei. Diese Fälschung ist ihm denn doch zu arg, das Andenken Theodora's erwacht, er gedenkt ihrer Bitte, sich nie von den Papalini fangen zu lassen und entflieht auf einem offenen Boote nach Malta. Dort trifft er eine ihm bekannte englische Künstlerfamilie, reist mit ihr in die Levante, kehrt nach England zurück, tröstet Glare Arundel mit einem Smaragdkreuz von unermeslichem Werthe, in dessen Ecken er heilige Erde aus Jerusalem hat anbringen lassen, widerlegt aber andererseits schlagend alle Gerüchte über seinen Uebertritt, indem er sich mit Lady Corisande verlobt.

Dieser letzte Theil ist der schwächste, nicht sowohl wegen der Lösung, als weil das lange Umherreisen in Kleinasien, die Expeditionen und Gespräche, die uns dort vorgeführt werden, ganz zwecklose Excurse in der Geschichte bilden, wobei die Wirklichkeit mit unbilliger Freiheit behandelt wird. Die Lösung selbst dagegen können wir insofern nicht unbefriedigend finden, als Corisande und das in ihrer Familie repräsentirte englische Leben wirklich als die Partei der Vernunft und guten Einsicht erscheint; aber allerdings eine Lösung von einem höheren Standpunkte ist es nicht. Wenn Disraeli seinen Helden nicht im Katholicismus untergehen lassen wollte, wie sein Vorbild es that, so hätte er den Conflict nicht durch eine Heirath äußerlich beiseitigen, sondern innerlich durchsetzen lassen müssen. Davon aber gewahren wir nichts, die Gespräche Lothair's mit einem nebelhaft auftauchenden Syrer geben keinen Anhaltspunkt für das, was sich in seinem Innern vollzieht.

und man erhält unwillkürlich den Eindruck, als ob er nur aus Aerger über das falsche Spiel der Katholiken wieder mit beiden Füßen in die Staatskirche gesprungen sei.

Zu einer solchen inneren Lösung ist aber das Buch überhaupt vielleicht zu skizzenhaft angelegt. In bunter Folge schwirren die Bilder an uns vorüber, bald sind wir bei Mazzini, bald lauschen wir dem Gespräche des französischen Botschafters mit englisch-katholischen Geistlichen, bald sind wir auf diesem, bald auf jenem Landstiz, bald werden die letzten Geheimnisse der Kunst, bald die der Religion mit einem Worte gebändigt; daher der schillernde oberflächliche Eindruck, den der Roman macht, obwohl er es keineswegs durchweg ist. Durchweg aber ist er wie alle Schriften Disraeli's subjectiv; die Menschen werden geschildert, wie sie ihm für seine Tendenzen passen; wo diese gut und praktisch sind, da kann er gut zeichnen, andere sind Geschöpfe wunderlicher Willkür, von denen wir nicht begreifen, wie sie über die Mithandelnden einen solchen Einfluß gewinnen können.

Das Buch ist darnach angethan, große Sensation zu machen, denn abgesehen von der unerhörten Dreistigkeit, mit der die hervorragendsten Personen conterfeit sind, trifft auch die ganze Tendenz in die lebhaften socialen, politischen und religiösen Kämpfe, welche England bewegen. Mr. Goldwin Smith, der als socialer Schmarotzer aufgeführt ist, hat mit einem wüthenden Briefe geantwortet, in dem er Disraeli's hinterrückige Angriffe als gemeine Feigheit bezeichnet, aber doch genugsam zeigt, wie sehr er getroffen ist. Die katholische Propaganda hat sich noch ziemlich stille gehalten, dagegen hat merkwürdiger Weise die alte Torypartei das Buch in ihren Organen scharf verurtheilt. Ihr mag diese Verherrlichung der Revolution in der Person Theodoras besonders anstößig sein, aber in solchem Ton ihrer Kritik kommt es doch zu Tage, wie wenig Sympathie sie für ihren nominellen Führer im Unterhause hat, und namentlich wie wenig nach ihrem Geschmacke es ist, daß er wieder aus Romanschreiben zurückkommt; seine revolutionären ästhetischen Jugendsünden haben den Begnern genug erhalten müssen. Disraeli zahlt diesen Mangel an Sympathie seinen biederen Landedelleuten freilich reichlich heim, und wenn die Partei wirklich ihn ins Oberhaus pensionirte, indem sie Gathorne Hardy zu ihrem Führer erwählte, so würde der schlaue Benjamin sich schon zu rächen wissen. Immerhin bleibt er eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit: der Sohn eines jüdischen Literaten, der als phantastischer Romanschreiber beginnt, dann von Bentham empfohlen als radicaler Parlamentscandidat austritt, durchfällt, sich auf die conservative Seite wirt, dort allmählig zum Führer aufsteigt, Lord Derby vollkommen beherrscht, nach dessen Rücktritt als Haupt der stolzesten Aristokratie der Welt Premierminister wird und jetzt wieder zur schönen Literatur zurückkehrt. Auch die

Widmung und das Motto des Lothair sind ein neues Element des Widerspruchs in diesem wunderbaren Charakter. Während Disraeli bisher die Grundanschauung festhielt, die Torypartei müsse auf die Führung einer conservativen Demokratie hinarbeiten und demgemäß auch offen seine Sympathien für Napoleon III. bekannte, widmet er dies Buch dem Herzog von Numale, dessen Name allein ein constitutionelles Programm ist, mit dem Terentianischen Motto: „Nösse omnia, haec salus est adolescentulis!“ Und Niemand wird wahrscheinlich sarkastischer der Bemühungen der Kritiker spotten, diese Widersprüche zu versöhnen, als er selbst, denn wer Disraeli näher kennt, kann schwerlich zu einer anderen Auffassung gelangen, als daß er überhaupt keine Ueberzeugung hat und in allen Sätteln zu reiten weiß, wenn es seinem Erfolge dienen kann.

Correspondenz aus Holland.

Ende Juni.

Das Grundgesetz des Königreichs der Niederlande bestimmt, daß — unter vielem anderen — auch das Gesetz einer neuen Gerichtsorganisation in der ersten Session der Kammern, die auf die Publication dieses Grundgesetzes folgt, also im Laufe des Jahres 1849 oder spätestens in der darauf folgenden Sitzung zur Berathschlagung kommen solle. Nach den vergeblichen Versuchen verschiedener Justizminister gelang es endlich im Jahre 1861 einem derselben, die Köpfe all der Gesetzkundigen unserer Kammern trotz vielen Widerstrebens unter einen Hut zu bringen, insofern sie sich mit einem durch die Majorität angenommenen Gesetz zufrieden stellten. Die Publication desselben wurde aber hinausgeschoben und immer wieder länger vertagt, bis man endlich vor einigen Tagen von Seiten der zweiten Kammer mit bedeutender Majorität gut gefunden hat, es wieder einzuziehen. Das politische Interesse dieser Sache ist nun zwar nicht sehr groß, aber es ist ein sehr treffender Beitrag zur Schilderung der Zerfahrenheit, die bei uns in mancher Beziehung herrscht.

Betrachten wir weiter einmal die letztverflossenen Wochen der gesetzgeberrischen Thätigkeit unserer zweiten Kammer, so entrollt sich unsern Blicken ein buntes Mosaikbild, dessen Farben durchweg nicht zu einander passen. Die bedeutendsten Gesetze, die man votirt hat, waren: das agrarische Gesetz für Ostindien, die Abschaffung der Todesstrafe in den Niederlanden, das Gesetz zur Regulirung der Zuckerkultur auf Java, und dann folgt die Penelope-

Grenzboten III. 1870.

14